



# Crœuza de Mä – Die alte Hafenstadt, ihr Sänger und das Meer • Von Volker Breidecker

Das Mittelmeer ist bis an die Ränder gefüllt mit Poesie und Wissen, mit Erzählungen und Legenden, mit Schriften und Tönen, mit Melodien und Klängen. Auf alten Seekarten – nach dem italienischen Wort für Hafen „Portolankarten“ genannt – sind die Kustenvergaue rund ums Mittelmeer mit den Namen tausender millimeterdicht nebeneinander aufgereihter Orte beschriftet. Mittelmeerschiffahrt hieß lange Zeit nichts anderes, als sich wie auf Straßen und Wegen immerzu in Küstennähe zu bewegen, um den Stürmen und den Piraten zu trotzen. Mit den Worten eines portugiesischen Schiffsschreibers bedeutete es über- dies, „von einem Wirtshaus an der Küste zum anderen zu fahren, hier zu Mittag und dort zu Abend zu essen“.

Das Meer gehörte der Stadt. „Königin der Meere“ nannte der Dichter Petrarca die Hafenstadt Genua, die mit ihrer Handels- und Kriegsflotte ein Imperium errichtet hatte, dem allein die adriatische Rivalin Venedig das Wasser reichen konnte. Beide Städte hatten ihren Reichtum aus dem Orienthandel bezogen. Doch als dieser nach dem Fall von Konstantinopel versiegt, investierten die genuesischen Patrizier ihre brachliegenden Kapitale auf den internationalen Finanzmärkten und suchten Anbindung an die neue atlantische Supermacht Spanien. Begünstigt durch die Lage am Tyrrenischen Meer und durch die ligurischen Berge wie von einem Riegel vor dem italienischen Hinterland und seinen kriegerischen Verwerfungen geschützt, hatte Genua, anders als die übrigen italienischen Stadt- und Kleinstaaten, den Anschluss an das im 16. Jahrhundert vom Mittelmeer nach dem Atlantischen Ozean verlagerte weltpolitische Schwergewicht gefunden.



Die Stadt gehörte dem, der vom Meer kam. Das Naturtheater einer allmählich aus dem Wasser aufsteigenden und über steile Hügel und Vorgebirge emporschieenden Stadt versetzte die Schiffreisenden der Vergangenheit in einen Rausch wie nur das Auftauchen eines Traumgesichts. So schilderte ein Reisender des Jahres 1798, der sich in Amsterdam eingeschiff und die Passage über Madrid und Cadix genommen hatte, die morgendliche Ankunft im Hafen von Genua: „Das Feuer des Leuchtturms fing an zu verglimmen. Die Quais und die Masten der Schiffe wurden sichtbar, die Gebirgsmassen traten aus der Dunkelheit hervor, und die Farbe des Meeres erhellte sich. Alle Gegenstände fingen an sich zu formen, und das ganze herrliche Amphitheater schien aus den Wellen emporzusteigen.“

Die Gegenprobe auf diese Sensation macht die berühmte Ansicht des Hafens von Genua bei



Max Beckmann, *Der Hafen von Genua, 1927, Öl auf Leinwand, SAINT LOUIS Art Museum*

Nacht von der Hand des Malers und Italienreisenden Max Beckmann aus dem Jahr 1927: Für das beinahe ligurische Schauspiel, wie unter einem schwarzen Nachthimmel das Panorama der Stadt sich ausbreitet, einem Bühnenbild gleich, und die aus dem tiefen Blaugrün des Meeres auftauchende Stadt gleichsam „auf der leuchtenden Wasseroberfläche zu schwimmen scheint“ (Hans Belling), mußte der Künstler freilich einen Logenplatz von der Höhe des Hotels Miramare einnehmen: Im nachtblauen Schatten war ausgeblendet, dass Genua seit dem Machtwechsel von der freien Stadtrepublik zu den Savoyern im 19. Jahrhundert sein Gesicht vom Meer abgewandt hatte und zu einem klausrophobischen Ort geworden war. Seither war die größte zusammenhängende Altstadt des europäischen Kontinents durch Sperrgitter, Zäune und Zollschranken von ihrem natürlichen, mentalen und kulturellen Feld der Ausdehnung, von Hafen und Meer abgegrenzt, gleichsam weggesperrt worden. Die Fluchtlinien der schmalen, keine zwei Armlängen breiten Altstadtgassen fanden mithin keine Öffnungen, keine Verlängerungen und keine Ausdehnung zum Meer mehr.

„Nehmen wir uns das Meer zurück!“ Unter dieser Devise waren die Bewohner Genuas gegen Ende der 1980er Jahre endlich darangekommen, die drängendsten Probleme ihrer Stadt zu lösen. Vom Ende des Industriezeitalters war Genua früher und härter als andere europäische Städte getroffen worden. Das alte Hafenbecken war verödet, die großen Fabriken der Stahlindustrie, für die der Hafen im 19. Jahrhundert erweitert worden war, wurden stillgelegt, und Genua verlor ein Drittel seiner Einwohnerschaft. Die kommunale Kehrtwende, getragen vom Bürgersinn einer erstarkenden Zivileliteschaft und vom Planungsverbund mit dem intelligenten Team um den Architekten Renzo Piano – ein Genueser von Geburt –, sorgte für die Sanierung, Umnutzung und Neubebauung des alten Hafenviertels. Seither liegt die Stadt wieder am Meer, und hat direkt am Ufer die lichtdurchflutete Piazza und

die Promenaden erhalten, die ihr bislang fehlten. Im nächsten Schritt wurde die dahinter gelegene, völlig heruntergekommene und verwahrloste Altstadt so gründlich und behutsam wie an keinem anderen Ort saniert, nämlich unter Verhinderung der hehrsten Gefühle fragiler Menschen an die Alltagsenerfahrungen vom gewöhnlichen Stolpern und Stauchen im Staub und Asphalt der Städte band. Es bildeten sich gleich mehrere Schulen des Canzone, deren wichtigste die genuesische war und blieb, die sich am französischen Chanson eines Georges Brassens und an den Traditionen der fahrenden Poeten und provenalischen Troubadours orientierte.

Als Bewohner einer maritimen Stadt ging Fabrizio De André gleich mehrere Schritte weiter und schrieb zunehmend Lieder und ganze Concept-Alben im einheimischen Dialekt, „zeneize“ genannt, dessen Idiome und Vokabeln vom maritimen Treibgut aller Mittelmeerevalten, von den Echos sämtlicher Handels- und Hafenstädte, vor allem aber, unter Anpassung auch der musikalischen Klangkörper, vom Nachhall arabischer, türkischer und sephardischer Idiome zeugen. In den Souks und auf den Bazaren von Tunis, Tripolis, Jaffa oder Izmir wird dieser Dialekt noch heute besser verstanden als in Mailand, Turin oder Florenz. Gezeugt in den Pfitzen der Altstadtgassen und geboren im Alten Hafenbecken als dem lebendigen Umschlagplatz von Waren und Dingen aus aller Welt, von Menschen aller Nationen und Zungen – oder wie es im Schlussvers eines Loblieds auf eine Hure von der Via del Campo heißt:

„VIA AL MARE FABRIZIO DE ANDRÉ CANTAUTORE GENOVESE 1940-1999“.

Fabrizio Cristiano De André, von seinen Freunden und Verehrern „Faber“ gerufen, geboren 1940 in einer der vornehmsten, auf den Hügeln residierenden Familien der Stadt, war als Studienabre-

cher in die schmutzige Altstadt hinabgestiegen, um in seinen Liedern vom Leben und Sterben der kleinen Leute zu erzählen, von Gemusehandlern, Wanderarbeitern und Straenverkaufern, von Huren und von allen auf der Via del Campo, einer der damals armlsten Straßen der Stadt, oder in einem der dunklen Caruggi gleich um die Ecke Gestrandeten. Seine Lieder kleidete er allerdings nicht in sublimen Worten, auch wenn er die höheren Register der Sprache nicht minder souverän, vorzugsweise ironisch bediente, sondern in die Alltagssprache der Menschen und bis in die Niederungen der Gosse. Und wenn De André, wie in dem berühmten Lied von der „Via del Campo“ von einer „puttana“ sang – ein Wort das sich für wohlzogene Burgersohne gewiss nicht schickte –, so kam dies aus seinem Mund, getragen von einer unverwechselbaren Stimme als Ausdruck von Empathie und Verehrung daher, beinahe als eine Nobilitierung, die der Statshure die Würde als Frau und Mensch zurückgab.

Dieses Verfahren des Liedermachers brachte Ende der rebellischen 1960er Jahre eine ganz neue Sprache in die populäre Musik, als ein Fanal, das die herrschende Schulze von der Art des „Jo, tu e rose“, durch den „Canzone“ des „Cantautore“ ablöste. Vergleichbar dem Autorenfilmer der Nouvelle Vague, schrieb jener seine Lieder eigenhändig, dazu mit einer Poesie, die die hehrsten Gefühle fragiler Menschen an die Alltagsenerfahrungen vom gewöhnlichen Stolpern und Stauchen im Staub und Asphalt der Städte band. Es bildeten sich gleich mehrere Schulen des Canzone, deren wichtigste die genuesische war und blieb, die sich am französischen Chanson eines Georges Brassens und an den Traditionen der fahrenden Poeten und provenalischen Troubadours orientierte.

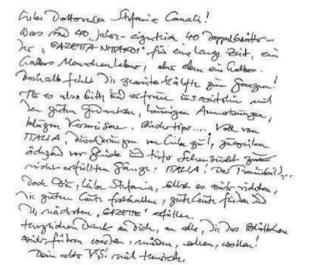
Als Bewohner einer maritimen Stadt ging Fabrizio De André gleich mehrere Schritte weiter und schrieb zunehmend Lieder und ganze Concept-Alben im einheimischen Dialekt, „zeneize“ genannt, dessen Idiome und Vokabeln vom maritimen Treibgut aller Mittelmeerevalten, von den Echos sämtlicher Handels- und Hafenstädte, vor allem aber, unter Anpassung auch der musikalischen Klangkörper, vom Nachhall arabischer, türkischer und sephardischer Idiome zeugen. In den Souks und auf den Bazaren von Tunis, Tripolis, Jaffa oder Izmir wird dieser Dialekt noch heute besser verstanden als in Mailand, Turin oder Florenz. Gezeugt in den Pfitzen der Altstadtgassen und geboren im Alten Hafenbecken als dem lebendigen Umschlagplatz von Waren und Dingen aus aller Welt, von Menschen aller Nationen und Zungen – oder wie es im Schlussvers eines Loblieds auf eine Hure von der Via del Campo heißt:

„Dai diamanti non nasce niente dal letame nascono i fiori ...“

(... aus Diamanten wächst nichts / aus Mist wachsen die Blumen“). So wie zum Beispiel auch in dem Lied von der „Bocca di rosa“, über eine Frau, die wider alle Konventionen begehrt und mit dem Sänger die Freiheit teilt, „sich mit dem Wind zu bewegen“.

## Auguri von Volker Stelmann

Nittardi verdankt ihm das Künstleretikett und Einschlagpapier für Casanuova di Nittardi 2001



Impressum Gazzetta di Nittardi, gegr. 1983  
Herausgegeben von Dott. Stefania Canali  
Grunenburgweg 123 – 60323 Frankfurt  
Tel. 069 / 72 09 99, Fax 069 / 72 81 01  
E-Mail: info@stefania-canali.de  
www.stefania-canali.de  
Redaktion und Gestaltung: Jasmin Asis, Damiano Femfert, Leda Li Pira  
Übersetzung: AN.SE, www.anstraduzioni.it  
Druck: www.zeidler.de

Liebe Dattoressa Stefania Canali, was sind 40 Jahre – eigentlich 40 Doppelblatter – der „Gazzetta di Nittardi“ für eine lange Zeit, ein halbes Menschenleben, aber eben ein halbes. Deshalb fehlt die zweite Hälfte zum Ganzen! Tu' es also bitte, und erfreue uns weiterhin mit den guten Gedanken, launigen Anmerkungen, klugen Verweisen, Buchertips... Voll von I, durchdrungen von der Liebe zu Italien, zuweilen ächzend vor Glück und tiefer Sehnsucht zur nicht erfüllten Gänze. ITALIA! Das Traumbild... Doch du, liebe Stefania, sollst es weiter richten, die guten Leute festhalten, gute Leute finden und die nächsten „Gazzette“ erfüllen.

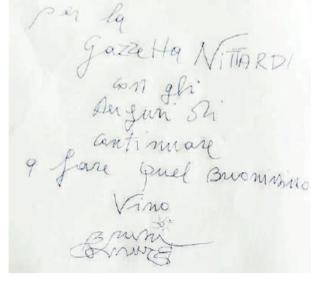
Herzlichen Dank an Dich, an alle, die das Blatthen weiterführen werden, müssen, sollen, wollen!  
Dein alter VS mit Henriette



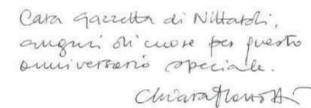
Volker Stelmann, *Deposizione, 2001 Rotel, weiße Kreide, graues Papier*

## Auguri von Bruno Bruni

Künstleretikett und Einschlagpapier für den allerersten Casanuova di Nittardi 1981



Auguri von Chiara Mazzotti  
Eine der sechs Künstler-Gewinner für die Jubilaumsedition des Casanuova di Nittardi 2030



Bruno Bruni, *Omaggio a Dürer, 2023, Öl auf Leinwand*



Chiara Mazzotti, *Torre di Nittardi, 2024, Aquarell*

# Gazzetta di Nittardi

## Nachrichten aus dem Herzen der Toscana

## Die andere Heimat: Thomas Mann in Italien

Von Volker Weidermann

Er war zwanzig Jahre alt, er hatte viel zu wenig Geld, er hatte den Kopf voller Pläne und voller Figuren, die er zum Leben erwecken wollte in seinem kommenden Leben, als Thomas Mann nach Hause kam. Nach Hause in Italien. Wie denn? Der junge Mann aus Norddeutschland, Sohn aus gescheiterter Kaufmanns-Dynastie, gerade frisch nach München gezogen und nun für eine Weile zum Nichtstun zu seinem Bruder in den Süden gereist – kommt in Italien nach Hause? Wenig Orte in Europa konnten seiner Heimat doch fern sein, oder? Er liebt doch die graue, kühle Ostsee bei Travemünde, die mittelalterliche, giebelige Stadt Lübeck, in der er und seine Familie einst zu den angesehensten Bürgern gehörten. Ausgerechnet dieser Thomas Mann sollte sich in Italien zu Hause fühlen? Es war eine innere Verbundenheit von Anfang an da, ein Sich-angezogen-fühlen, verbunden jedoch immer auch mit einem instinktiven Davonlaufen-wollen.



Thomas Mann, umringt von Mitarbeitern des Verlags Arnoldo Mondadori im Garten der prächtigen Villa Mondadori, in Meina am Lago Maggiore, im August 1947  
Alberto Mondadori (dunkles Poloshirt), Arnoldo Mondadori (hinter Thomas Mann) und Lavinia Mazzucchetti, Germanistin und begnadete Übersetzerin deutscher Literatur © Archivio Mondadori

Er war zunächst vor allem in der Landschaft zu Hause – und das buchstäblich. Es war im Herbst 1895, als er mit Heinrich von Rom an die Bucht von Salerno zog und er aufs Wasser schaute. Er kannte den Blick. Sein kleiner Bruder Viktor hat diesen Blick später so beschrieben: „Blaue Berge senkten sich zu einem noch blaueren Sand, über den ein altertümlicher Segler zog.“ Und der ältere Bruder Heinrich beschrieb die Aussicht so: „Die Bucht voll Wohltaut der Linien, ihre weißen Stadchen, Normannenburgen, im Vordergrund gegen das tiefe Meeresblau, die Gruppen der Fischer und Frauen.“

Es ist ein Gemälde, das die Brüder hier beschreiben. Sie sind mit dieser Landschaft aufgewachsen, in jenem Hause, das die Welt später als „Buddenbrookhaus“ kennenernen wird. Und – ja, auch in dem weltberühmten ersten Roman Thomas Manns ist dieses Gemälde beschrieben: „Über dem massigen Büffet, dem Landschaftszimmer gegenüber, hing ein umfangreiches Gemälde, ein italienischer Golf, dessen blaundunsteriger Ton in dieser Beleuchtung außerordentlich wirksam war.“

Thomas Mann ist in diesem Herbst 1895 in Italien nach Hause gekommen. Und vielleicht musste es geschehen, dass er ausgerechnet hier, in so weiter Ferne der kühlen, norddeutschen Heimatstadt, jenes Opus seiner Herkunft, das Opus des deutschen Niedergangs aufschreiben musste. Thomas Mann war – in das Gemälde seiner Kindheit gereist, in die Traumlandschaft seiner Kindheit. Hier in Italien, legte er den Grundstein seines unvergänglichen Weltrufs.

Hier, in Italien, fing alles an. Von hier aus sandte er dem jungen Verleger Samuel Fischer seine Novelle „Der kleine Herr Friedemann“ nach Berlin, jene Novelle, mit der Thomas Mann, wie er später bekannte, erstmals erfahren hatte, welches Befreiungspotential das Schreiben für den Künstler bereit hat. Wenn man nämlich ohne Masken und ganz unverstellt über sich, über das eigene Leiden schreibt. Frei und befreiend. Samuel Fischer hatte das in jenem Text erkannt und schrieb dem jungen Autor nach Italien, dass

„Ich werde so lange wie möglich hier bleiben, wahrscheinlich bis November.“

Er schrieb hier zwei frühe Novellen, die verloren gegangen sind, „Begegnung“, hieß die eine, „Im Mondlicht“ die andere. Er schrieb hier die wunderliche frühe Geschichte „Enttäuschung“, das einzige gemeinsame Werk mit seinem Bruder Heinrich ist hier entstanden, „Bilderbuch für artige Kinder“ hieß es, für die Schwester Julia konzipiert und leider auch verschollen.

Ein Leben lang kehrte er immer wieder nach Italien zurück. Vor allem natürlich nach Venedig. Seine Aufenthalte hier sind direkt in die Weltliteratur eingegangen. „Der Tod in Venedig“ erschien 1913, ein Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Der Untergangszuber, der den ruhmreichen Schriftsteller Gustav von Aschenbach in die Tiefe zieht, ist für Thomas Mann stets mit Italien verbunden gewesen. Bei seinem ersten Aufenthalt in Palestrina war ihm, so hat er später versichert, in einer „Vision“, der

Teufel erschienen. Diese Begegnung wird er in sein Spätwerk den „Doktor Faustus“ einarbeiten. Und auch der Hypnotiseur und dunkle Magier Cipolla aus der Novelle „Mario und der Zauberer“, die 1930 erschien, ist ein unheimlicher Führer in den Abgrund, ins Verderben. Doch ist hier die Hauptfigur der Erzählung, anders als im „Tod in Venedig“ ein Mann mit Widerstandskräften. Einer, der widersteht. Wie auch Thomas Mann, geläutert durch die Erlebnisse des Ersten Weltkriegs, ein Geluteter war. Ein überzeugter Demokrat. Der den aufkommenden Faschismus in Italien mit großer Besorgnis sah und früh schon fürchtete, diese politische Bewegung könnte nach Deutschland übergreifen.

Und so war er von Italien stets gleichermaßen angezogen wie mitunter auch abgestoßen. Wie sagt Thomas Manns alter Onkel Kröger zu seiner Kunstlerfreundin Lisaweta in der berühmten Novelle, als sie im Gespräch vermutet, er Kröger, würde doch gewiss wieder nach Italien fahren: „Gott, gehen Sie mir doch mit Italien, Lisaweta! Italien ist mir bis zur Verachtung gleichgültig! Das ist lange her, daß ich mir einbildete, dorthin zu gehören. Konst, nicht wahr? Sammetblauer Himmel, heißer Wein und süße Sinnlichkeit ... Kurzum, ich mag das nicht. Ich verzichte.“

Immer wieder war er auch abgestoßen von diesem Süden. Meist aus Furcht, wie sein Held Aschenbach, dem Zauber des Südens zu erliegen. Nur ein Wort aus den oben zitierten Kröger-Sätzen würden wir dem Autor in Bezug auf Italien nicht glauben: „gleichgültig“. Nein, gleichgültig war Italien Thomas Mann nie. Es blieb ihm eine schwierige, zweite Heimat ein Leben lang. Was er 1925 über Venedig schrieb,

könnte für das ganze Land gelten: „Mein Gott, mit welcher Bewegung sah ich die geliebte Stadt wieder, nachdem ich sie dreizehn Jahre lang nur im Herzen getragen! Ich hörte wieder ihre Stille, das geheimnisvolle Anschlagen des Wassers an ihre schweigenden Paläste, ihre Todsvornehmheit umgab mich wieder. Die Gondolieri tauschten ihren Ruf. Ich war zu Hause...“

Mit der Liebe von Thomas Mann zu Italien ist es das gleiche wie mit seiner Liebe zum Meer, die ihn ein Leben lang und sein ganzes Schreiben lang begleitet. Bis zum Ende seines Lebens ließ das Land ihn nicht los. Im Sommer 1953, zwei Jahre vor seinem Tod, kehrte er zurück nach Rom, nach Palestrina, an die Stätten, wo er sein Lebenswerk begann, auch an den Ort, an dem ihm einst der Teufel begegnet war. Er schwärmt in Rom, schwärmt in Erinnerungen an seine Begeisterung von einst, an Begegnungen von einst, schreibt in sein Tagebuch: „Die Plätze, die Kirchen, die Brunnen, Säulen, Obelisken. Sankt Peter, der herrliche Platz. Die Stelle bei der Petrus-Figur, wo ich vor 58 Jahren den hochmütigen Prälaten nach Rampolla fragte. Wie anders nun!“

Das Leben neigt sich dem Ende zu. Wohl dachte er schon, es sei sein letzter Besuch im Schnellschlafland gewesen. Doch schon acht Monate später ist er wieder da. Wieder in Rom. Nun schließt sich endgültig der Kreis. An den Orten, an denen er seinen ersten Roman zu schreiben begonnen hatte, liest er nun die Korrekturen seines letzten, des „Felix Krull“. Seine Tochter Erika hatte ihm das Manuskript mit ihren Anmerkungen mitgegeben. Lustlos arbeitet er sie ein. Er will eigentlich nur schauen, sein Rom, will sich erinnern an seine Anfänge und den Lebenskreis schließen. Seine Liebblingstochter Elisabeth, die wird der Zeit in Florenz lebt, ist bei ihm. Sie wird des Vaters Meeresleidenschaft nach seinem Tode in aktivem, politischem Gestaltungswillen in weltweit tätigen Aktivismus umsetzen. Thomas Mann schreibt am 4. Februar 1954 in sein Tagebuch: „Sympathie für Rom mit seinen Obelisken und Brunnen. Möchte wohl dort leben.“ Es wäre eine späte Heimkehr gewesen. Doch er kehrt in die Schweiz zurück, mit dem Schnellzug über Florenz nach Mailand, ein letzter Abend in der Scala, „Riesenhau, akustisch wie aus Geigenholz“. Was für ein Abschied von Italien für immer: „Glänzendes Leben!“ notiert er. Der Flug am nächsten Tag fällt aus. Ein Unwetter. Ein Zeichen. Soll er bleiben? Doch er nimmt den Nachmittagszug nach Zürich: „Sechs Stunden verginggen so-so. Kaum gelesen. Geruht und die Zeit schwinden lassen.“

Es war sein letzter Aufenthalt in seinem zweiten Heimatland Italien. Am 12. August 1955 ist Thomas Mann in Zürich gestorben.

Volker Weidermann, *Literaturkritiker und Schriftsteller, leitete das Feuilleton der FAS und von Die Zeit. Der Autor ist heute Kulturkorrespondent von Die Zeit und Die Zeit Online. Sein Roman ‚Mann vom Meer. Thomas Mann und die Liebe seines Lebens‘ ist 2023 bei Kiepenheuer & Witsch erschienen.*

Als ich in den siebziger Jahren die Ostküste Australiens bereiste, dachte ich, ich sei in den Abruzzen. Eine massive Auswanderung von einzelnen Ortschaften hatte die Gegend in ein kleines Italien verwandelt. Alle waren mitgekommene, sogar der Priester. Es hingen Schilder mit Panificio, Tabacchi, Alimentari, und die Frau, bei der ich wohnte, fragte mich, mit der Hand drei gigantische Kühlschränke in ihrer Küche streichelnd, ob ich nicht einen ihrer drei Söhne heiraten wollte. Ihr Italien war das Land geliebt, aus dem sie ausgewandert musste. Doch die Sprache und Kultur, die ihr Italien verkörperten, existierten so nicht mehr. Es schien mir fast, wir seien zwar beide Italiener, aber aus unterschiedlichen Epochen. Erst wenn ein Auswanderer zurückkehrt, merkt er, dass sich alles verändert hat, denn Kultur ist nicht starr, sondern in ständiger Wandlung.

Thomas Manns „Sprache der Engel“, ist ein Gesang der Diversität, ein Lied verschiedener kleiner Heimaten. Dieses Ballett verlugtigt sich um den Glockenturm jeder Gemeinde, der Familie, der Suche nach dem Schönen und dem Guten, der ständigen Erneuerung, der Lust am Leben, unter dem blauen Himmel und der schillernden Sonne, die alle zusammenbringt. Stefania Canali

## Spaziergang auf der Giudecca • Von Franz Zelger

Wer in Venedig im Bahnhof Santa Lucia ankommt, hat die Wahl zwischen zwei Hauptrichtungen: Nach links fährt das Vaporetto durch den Canal Grande, zwischen den grandiosen Palazzi hindurch nach San Marco. Da ist man schon mitten in der Serenissima, begegnet mit Heerscharen anderer Besucher jenen Schenswürdigkeiten, die die Stadt weltberühmt gemacht haben. In der Gegenrichtung gelangt man auf die Insel Giudecca, in ein ganz anderes Venedig, hier gibt es selbst in der Hauptsaison keine Touristenströme, hier werden keine Rollkoffer über die Pflasterung gezogen, nach Souvenirshops, Geschäften mit Lederwaren, Masken oder Muranoglas muss man suchen, umso grösser ist das Sortiment für den täglichen Gebrauch. Die Giudecca ist eine Welt für sich. Obwohl nur rund 2000 Meter lang und 300 Meter breit, ist sie das grösste Eiland der Lagune, bestehend aus acht einzelnen Inseln, die durch Kanäle voneinander getrennt sind. Das soziale Spektrum reicht von den Bewohnern der Arbeitersiedlungen über Zweitwohnungsbesitzer, Studierende, Galeristen und Kunstschaffende bis zu den Gästen der Luxushotels. Im Jahre 2022 zählte die Giudecca 4067 ständige Bewohner.

Den Hauptblickfang der Giudecca bildet ein gigantisches Backsteingebäude, der von Giovanni Stucky, dem Sohn eines Schweizer Auswanderers, gegründete Molino Stucky, einst die grösste



Neben Fortuny befindet sich das Atelier des Installationskünstlers Fabrizio Plessi. Hier sein *Anello*, ausgestellt im Museo di Santa Giulia, Brescia

Kormühle Europas, heute ein Hilton-Hotel. Auf dessen Rückseite liegt das Frauengefängnis, wo jeden Donnerstag das von den Inhaftierten angebaute Obst und Gemüse verkauft wird. Am anderen Ende der Giudecca befindet sich das weltberühmte Hotel Cipriani, der Inbegriff von Eleganz und Luxus. Mit dem Bau des Eisenbahndamms zum Festland und der Erweiterung des Handelshafens begann um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Industrialisierung Venedigs. Zu den Angestellten der Gross-



Die legendäre Textilfabrik von Mariano Fortuny (1871 - 1949) auf der Insel Giudecca entstand 1919 als Seidenstoffdruckerei. Fortuny erlang dort neue Methoden der Textilfärbung. Die von der Antike inspirierten edlen Stoffe evozieren Venedig bis heute.

mühle und den Fischern, die seit jeher den Westen der Giudecca bewohnen, gesellten sich Fabrikarbeiter. Die Gegend um den westlichen Teil der Insel wurde damals Wirtschaftszentrum. Nur wenige Schritte vom Molino Stucky entfernt steht der Industriekomplex der ehemaligen Dreher-Brauerei, der zu Wohnraum umfunktioniert wurde und auch für die Biennale genutzt wird. In unmittelbarer Nähe eröffnete 1944 die in Rom gegründete Scalera Filmgesellschaft in ungenutzten Ställen und Heuschobern ihr venezianisches Domizil. 1952 ging das Unternehmen bankrott, die Studios schlossen ihre Pforten. Auf dem Grundstück wurden Wohnungen gebaut.

1877 verlegten die aus Deutschland stammenden Brüder Christian und Hans Herion den Sitz ihrer Strickwarenfabrik von Venedig in die ehemalige Kirche Santi Cosma e Damiano auf der Giudecca. Die damals von den Herion-Brüdern gegründete erste italienische Uhrenfabrik, die 1903 von Arthur Junghans übernommen wurde, stellte in den 1920er Jahren 1500 Uhren pro Tag her. Zu ihren prominenten Mitarbeitern gehörte der Schweizer Künstler und Designer Max Bill, der zahlreiche erfolgreiche Modelle entworfen hat. Später produzierte das Unternehmen auch Kriegsgesetze, 1971 wurde es geschlossen.

Seit den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts fördert Venedig Projekte zur Umnutzung stillgelegter Industrieanlagen und zur Erstellung preisgünstiger Wohnungen für junge Familien. So wurden in der Folge unter Beibehaltung des Namens Junghans nach einer nutzungsübergreifenden Sanierung eine Spielstätte für die alternative Theaterszene Venedigs geschaffen und Wohnanlagen in den ehemaligen Fabrikgebäuden errichtet. Im Westen des Eilandes wurde in den 1960er Jahren durch Aufschüttungen der Inselbereich Sacca Fisolà für den Bau von meist drei- bis fünfstöckigen Häusern mit Innenhöfen erschlossen.

So sollte bezahlbarer Wohnraum für die Werktätigen entstehen. Es sind gesichtslose Sozialbauten, wobei es keineswegs die Absicht war, eine blosse Schlafstadt zu schaffen. Spektakulär war das Sanierungsprojekt von Campo di Marte, für das 1985 zehn Architekten zu einem internationalen Wettbewerb eingeladen wurden. Als Sieger gingen daraus der Portugiese Álvaro Siza Vieira, die Italiener Carlo Aymonino und Aldo Rossi sowie der Spanier José Rafael Moneo Vallés hervor. Die neuen Unterkünfte sind sowohl ein Beitrag zur Lösung des Wohnproblems in Venedig als auch das Resultat einer gelungenen städtebaulichen Aufwertung des Gebietes hinter der Zitelle zwischen dem Giudecca-Kanal und der südlichen Lagune.

Weitgehend unverändert geblieben ist die einzige noch aktive Fabrik auf dem Eiland, die Stoffmanufaktur Fortuny im ehemaligen Kloster San Biagio unmittelbar neben dem Molino Stucky. Sie wurde gegründet von dem aus einer spanischen Künstlerfamilie stammenden Mariano Fortuny, einer Legende der Modewelt mit kolonialhaftem Aufstieg. Fortunys Produktionsstätte umfasste Stoffdruckerei und Färberei, Schneiderei, Tischlerei, Mal- und Fotoatelier. Der Schriftsteller Marcel Proust schwärmte in «Auf der Suche nach der verlorenen Zeit» von Fortunys traumhaft schönen Stoffkreationen, und zu seinen Kundinnen zählten Berühmtheiten wie die Schauspielerinnen Tancrède Ina Sadora Duncan. Heute wird das Unternehmen von den Brüdern Maury und Mickey Riad geführt. Sie haben die Kollektion der klassischen Baumwolldrucke durch feine Wollstoffe und Mohair-Kaschmirsamte ergänzt.

Zur Visitenkarte eines speziellen Ortes gehört auch die kulinarische Kultur. Da gab es früher auf der Giudecca einfache rauchige Gaststätten, dunkel, altmodisch, gemächlich, in die Arbeiter ihr Essen selber mitbrachten. In älteren Venedig-

Führern wurde das Mistrà besonders erwähnt, das Restaurant der grossen Schiffswerft, das heute unter dem Namen «Da Crea» weitergeführt wird. Legendar war «Food and Art», die Kantine der Giovanni-Toffolo-Werft am Campo Jungans, wo ein 11-Euro-Menü serviert wurde mit Vorspeise, Pasta, einem Fleischgericht, dazu Mineralwasser, Wein, Espresso und Obst. Es gab keine Speisekarten, man sah das reichhaltige Angebot in den Auslagen. Im Inneren hing ein Bild von Antonio Gramsci, dem marxistischen Philosophen und Mitbegründer der Kommunistischen Partei Italiens. Unlängst musste diese Mensa, in der Werftarbeiter, Einheimische und in jüngerer Zeit auch Studierende zirkulierten, einem Neubau weichen. An einem Seitenkanal beim Ponte Longo stösst man auf das traditionelle gehobene Fischrestaurant Altanella, Lieblingslokal von Gabriele D'Annunzio und des zweifachen Oscarpreisträgers und Filmproduzenten Robert de Niro.

Seit jeher zog es Berühmtheiten auf die Giudecca, von Michelangelo bis zu Elton John und George Clooney. Michelangelo hielt sich 1529 auf der Insel auf, wo er einen nicht ausgeführten Entwurf für den Wiederaufbau der abgebrannten Rialto-Brücke anfertigte, Goethe besuchte den imposanten Redentore, eine 1575 nach Plänen von Andrea Palladio erbaute Votivkirche. Von hier aus ist der Blick über den Giudecca-Kanal hinweg auf die Kirche Santa Maria della Salute, den Campanile von San Marco und den Dogenpalast besonders reizvoll. Einen weiteren städtebaulichen Akzent setzt die unter Palladios Beteiligung errichtete Kirche Zitelle, die mit einem Kloster verbunden, in dem junge, aus ärmlichen Verhältnissen stammende Mädchen und Waisenkinder kunstvolle Spitzen herstellten. Die ehemalige Kirche Cosma e Damiano gehörte zu einem Kloster, das im Zuge der Säkularisation aufgelöst wurde. Der romanische Kreuzgang in einem pittoresken Innenhof eignet sich heute bestens zum Wäschetrocknen. Der Gebäudekomplex beherbergt Wohnungen, Ateliers und das Archiv des venezianischen Komponisten Luigi Nono.

Zu den Besonderheiten der Giudecca gehört auch ein Hangar für 460 Boote und Gondeln mit mehreren Abstell-Ebenen und Fachwerkstädten. Oder die *Casa dei Tre Oci*, bis vor kurzem ein hochkarätiges Fotomuseum, heute Bergguten Institute, Zentrum für den europäischen Dialog. Oder die wunderbaren Gärten, vom Gemüsegarten des Kapuzinerklosters der Redentore-Kirche über den Giardino Comunale und den Garten der Villa Herriot, der ehemaligen Residenz eines französischen Seifen- und Kosmetikproduzenten, heute Sitz der «Casa della Memoria e della Storia», mit der prachtvollen Sicht auf den südlichen Teil der Lagune bis zum geheimnisvollen Garten, den der Engländer Frederic Eden im 19. Jahrhundert geschaffen hat. Hier flanierten Marcel Proust, Henry James und Rainer Maria Rilke. In den 1970er Jahren wurde er mit dem dazugehörigen Palazzo an den österreichischen Künstler Friedensreich Hundertwasser verkauft, der ihn seinem ökologischen Credo folgend verwildern liess.

So lernt man auf der Giudecca ein anderes Venedig kennen, einen Ort voller Kontraste, den man erkunden kann, ohne von Touristenströmen bedrängt und geschoben zu werden.

## Toskana-Friktion: Energiegewinn und Reibungsverluste • Von Golo Maurer

Entdeckt haben die Toskana nicht die Deutschen, sondern die Engländer. Das muss ihnen der Neid lassen, wie die Österreicher sagen. Es war spät im 19. Jahrhundert, Tre- und Quattrocento kamen sehr in Mode, und die Engländer sahen, dass die Landschaft der Toskana genauso aussah wie jene auf den kleinen Bildern der toskanischen Altarpredellen, wo Heilige zwischen Feldern und Hügeln ihre Wunder vollbringen und Martyrien durchleiden. In der Ferne leuchten vor goldenem Himmel grün-gelbe Städtchen und rosafarbene, von schwarzen Zypressen umstandene Kastelle mit hohen Türmen und vielen Zinnen. Die Deutschen sahen so etwas lange nicht. Sie gingen zu sehr an ihrem Goethe und mit diesem an Rom und Neapel. Die Engländer dagegen, nachdem sie zunächst die Altarbilder gekauft hatten, kauften nun auch die Kastelle, die darauf zu sehen waren, nur in echt. Einige ließen sie auch völlig neu bauen, genauso wie auf den Trecento-Bildern, mit hohen Türmen, Zugbrücken und vielen Zinnen. Wo toskanische Bauern in ihrer Unwissenheit Weizen und Oliven gepflanzt hatten, wurden nun zwar ertraglose, aber ikonographisch korrekte Early-Renaissance-Zypressen gesetzt – tausende, hundertaussende. Der toskanische Zypressenhain ist eine englische Erfindung, Florenz ist davon umzingelt. Die Deutschen brauchten eine Weile, bis sie begriffen. Dann aber machten sie ihre Sache gut und



Nittardi - ein mittelalterlicher Turm im Herzen des Chianti Classico Foto © Jörg Schellschmidt

gründlich. Schon 1901 waren sie, die Engländer überholend, Toskana-Sehnsuchts-Weltmeister. Zunächst begannen Böcklin und Hans von Marées etwas melancholisch-trübe Toskana-Bilder mit dunklen Zypressen zu malen. Deutsche Kunsthistoriker wie Aby Warburg und Heinrich Brochhaus gründeten in Florenz das Kunsthistorische Institut. Die Frührenaissance der Florentiner Bankiers und Kaufleute gefiel den kunsthistorischen Kaufmanns- und Bankiersöhnen aus Hamburg und Berlin. Desiderio da Settignano! Schließlich kam der Dichter Rudolf Borchardt, der Rom nie gemacht hatte, und entdeckte für die Deutschen das toskanische Landleben auf der Villa, wenn auch



Die Barockvilla Cetinale mit einem weitläufigen toskanischen Garten wurde im 17. Jahrhundert vom Architekten Carlo Fontana als Sommerresidenz für die Familie Chigi erbaut, aus der 1655 Papst Alexander VII. hervorging. Das Anwesen befindet sich 10 Kilometer westlich von Siena.

nur bei Lucca, da bei Florenz die Engländer längst die Preise verdorben hatten. Jeder, der heute auch nur einen Rustico mit drei Olivenbäumen sein Eigen nennt, sollte Borchardts wundervollen Aufsatz gleichen Titels von 1907 lesen. Hier liegen die theoretischen Wurzeln der Toskana-Fraktion, dies ist ihr toskanisches Manifest. Der Deutsche, vom Gemüt her eher Pfälzburger, erlebt in der Villa – oder eben im Rustico – die Transformation zum Landedelmann, oder, wie Borchardt es ausdrückte, zum lateinischen Herrn, auf uralten Rechten und Gemarkungen sitzend und auf sein Eigen blickend. Der alte Antonio vom benachbarten Meierhof dient ihm in Abwesenheit als Statthalter und Landverweser, er erklärt ihm die antike Post, vertreibt die Siebenschläfer aus dem Dachstuhl und schneidet die Olivenbäume.

Und es zeigte sich, dass die Deutschen und die Toskana füreinander geradezu geschaffen waren. Anders als das zugige Latium mit seinen mongolischen Steppen vermittelt diese so zierlich gedrechselte Landschaft Ruhe und Geborgenheit, entspricht dem Bedürfnis nach überschaubaren Verhältnissen und gemüthlicher Häuslichkeit. Das gilt auch für die toskanische Küche, gehobene Hausmannskost im Grunde, wo man vor großen Überraschungen sicher ist und um eine Mindestanzahl an Kalorien, Kohlenhydraten und tierischem Eiweiß nicht bangen muss. Olivenöl auf Brot gibt es zu jeder Gelegenheit in unbegrenzten Mengen, die Toskaner haben sich an diese fremde Sitte gewöhnt. Auch seinem strukturellen Alkoholisismus kann der Deutsche – darin dem Engländer verwandt – in der sublimierten Gestalt des Weinkenners ungestört nachgehen. Enotheken und Weingüter öffnen ihm Tür und Tor schon am Vormittag. Und überall steht ein schön gemauerter Kamin, wo man ein gemütliches Feuerchen entzünden und mit einem Gläschen Wein davorsitzen kann. Das Holz hat der gute Antonio besorgt mit seinem Fiat Panda. Selten nur wird der Blick durch lockende Fernen beunruhigt wie in Rom, wo der Monte Circeo an

Goethe und Griechenland gemahnt. Hier sieht man selten weiter, als man in ein paar Stunden gehen kann, mit Rucksack und Wanderschuh. Wandern ist *molto tedesco*, den Toskanern graut es davon, aber sie legen den Deutschen schön markierte Wege durch Hügel und Wälder an, auf denen dann männliche Landeskinder mit Motorcross-Rädern herumfahren. Die Toskana ist eine herbstliche Landschaft, wo geerntet, gegagt, gekocht und gekeltert wird. Zwischen den violetten Hügeln steigen die dünnen Rauchsäulen duftender Rebholzfeuer in den kühlen Nachmittagshimmel. Das Knallen der Jagdflinten tief in den gelblichen Eichenwäldern, deren Hänge durchwühlt sind vom Rüssel des Wildschweins. Der Fasan fliegt auf aus dem golden besonnten Ginster mit knatterndem Flügelschlag. Ein moderner Steinpilz duftet am Wegrand zwischen den feuchten Farnen. Kastanien unter dem raschelnden Laub auf dem Hohlweg. Gedanken ans Abendessen.

Über allem und in allem aber das rechte Maß, diese schwer zu beschreibende, Menschen und Dingen innewohnende Kultur und Gesittung, Kultur und Gesittung – das sind, Sie haben Recht, altbackene Worte, doch finde ich keine besseren. Alles ist hier ländlich und bäuerlich, nichts aber bäuerlich und grob. Eine verfeinerte Grobheit prägt die Verhältnisse, die großen wie die kleinen. Der Olivenbauer ist kein Kartoffelbauer, der Winzer kein Schweinezüchter. Diese signorile Bukolik hat historische Wurzeln. Die Vorfahren der toskanischen Bauern waren keine Tagelöhner, wie sie auf den Latifundien Latiums und Süditaliens ihr kümmerlich-rechtes Leben fristeten, abhängig von den Launen der allmächtigen Gutsverwalter, den Vorläufern der Mafia. Sie waren, wo nicht selbst schon Landbesitzer, *mezzadri*, also Halb-Pächter, die dem Grundherrn die Hälfte der Erträge abzuleiern hatten, dafür aber selbst Herren waren auf dem gepachteten Land, oft über Generationen hinweg. Die *mezzadria* ist als Rechtsform uralte, hat antike Wurzeln, sorgte für Stabilität, Sicherheit und Würde. Die meisten haben das Gepäch-

tete dann irgendwann gekauft. Es ist wohl diese Ausstrahlung alteingesessenen proletarischen Herrentums, das die Toskana für eine bestimmte Generation deutscher Sozialdemokraten zum Gelobten Land hat werden lassen. Kommunistisch wählende Grundbesitzer, die keine Currywurst essen, guten Wein trinken und ihren Hund Argo nennen wie eins der alte Odysseus!

Vor allem aber schuf die *mezzadria* jene Kultur des ökonomischen Eigeninteresses, das in Jahrzehnten und Jahrhunderten hervorgebracht hat, was uns heute so bezaubert, die toskanische Kulturlandschaft nämlich, ein Ergebnis des zähen Festhaltens an einem Stück Scholle und dessen unverdrossener Bewirtschaftung. Äcker und Felder, abgerungen dem Wald und Gestrüpp, wurden penibel von Steinen befreit, mit Mauern aus eben jenen Steinen terrassiert und umzogen, gepflügt und gebessert Jahr für Jahr, bepflanzt mit der langsam wachsenden Olive und dem anspruchsvoll launischen Rebstock. Von Geduld, Wille und Wissen zeugen auch Häuser, Höfe, Villen und Borghi, mit sicherer Kenntnis gesetzt an die besten Plätze und fortgebaut über die Zeiten hinweg, sich verschleißend dem Wind und der Hitze, den Blick aber öffnend ins Rund, überschauend Felder und Wege, das Besitztum wachsam im Auge. Die Toskaner sparen nicht und sind doch sparsam, südliche Schwaben, veredelte Preußen. Karg sind selbst die Herrenhäuser bei all ihrer Größe, großgedacht aber schmucklos, zwei Säulen in den Bögen der Loggia, ein steinerner Fenstersims, ein riesiges Uhrwerk vielleicht auf einem Türchlein im Dachstuhl, die alte Sonnenuhr an der verwitterten Mauer ersetzend, sonst nichts. Karg auch der Garten. Bröckelnde Stufen aus pietra serena, im Geviert von schütterem Buchs und moosigem Kies ein schief verwitterter *orcio* aus imprunatischem Ton, der Sprung von rostigem Draht gehalten. Drei, vier steinalte Zypressen, in denen die Finken und Stare nisten.

Die Toskana und die Deutschen, das war eine präte Liebe, bei der mir immer auch ein wenig bange ist. Denn eigentlich ist die Toskana mit all den dort sitzenden Deutschen eine Utopie, wie jene idyllischen Trecento-Bilder mit den Einsiedlermönchen, etwas eher Unwahrscheinliches, das es so eigentlich gar nicht geben kann – oder das es schon gar nicht mehr gibt. Man erzählt sich, dass die Kinder der Toskana-Deutschen lieber zum Tauchen nach Australien fahren, und nicht immer in den gleichen Rustico. Aber auch die Töchter und Söhne von Antonio, der unsere Olivenbäume schnitt und das Holz brauchte und der nun auf dem kleinen Friedhof liegt draußen vor dem Tore, wollen sein wie andere auch, wollen haben, was alle haben: Sportstätten und *centri commerciali*, Outlets und Autohäuser, Autos natürlich, viele und große und schnelle, ohne Kratzer und Beulen, Schnellstraßen, Tankstellen, Parkplätze und den ganzen Rest. Kann man es ihnen verdenken? Wer noch nie bei IKEA war, werfe den ersten Stein, trinke vor dem Werfen aber noch ein großes Glas Riserva, Antonio zu Ehren.

Golo Maurer ist Kunsthistoriker und Archäologe, Autor zahlreicher Bücher über Italien. Seit 2015 leitet er die Biblioteca Hertziana in Rom. Seine neueste Publikation *Heimreisen - Goethe, Italien und die Suche der Deutschen nach sich selbst* ist 2021 im Rowohlt Verlag erschienen. Der Autor lebt und arbeitet zwischen Florenz und Rom.



Zwei Filme haben in dieser Saison in Italien besonders von sich reden lassen. Einer ist *C'è ancora domani* (*Morgen ist auch noch ein Tag*) von Paola Cortellesi, der andere *Io capitano* von Matteo Garrone. Es sind zwei unterschiedliche Konzepte von Kino. Der erste ist ein Kassenschlager, der zweite ein Festivalfilm, bei den Oscars für den besten ausländischen Film nominiert. Zwei unterschiedliche Konzepte mit einer großen Ähnlichkeit: beide behandeln wichtige und schwierige Themen mit Leichtigkeit und Humor.

*Io Capitano* erzählt die Geschichte von zwei Jugendlichen aus Senegal, die versuchen, Italien zu erreichen. Es ist eine Odyssee, die sie zuerst auseinander treibt und am Ende wieder zusammenbringt, auf das Boot, das sie über das Mittelmeer bringen soll.

Das märchenhafte Element, das Garrones ganzes Werk durchzieht, erleichtert und erhebt die Geschichte, ohne die Unmenschlichkeit der europäischen Immigration zu banalisieren, ein bisschen im Stile von Benignis *La vita è bella* (1997).

*C'è ancora domani* spielt im Rom der Nachkriegszeit. Eine Mutter opfert sich auf, um ihrer Tochter ein besseres Leben zu ermöglichen. Sie

nimmt vieles hin: schlechtbezahlte Berufe, unfaire Behandlung im Alltag und besonders die häusliche Gewalt des Ehemannes. Erst als ihr klar wird, dass trotz der Jahre des Märtyrertums ihrer Tochter ein ähnliches Schicksal widerfahren wird, beginnt sie sich zu wehren. Cortellesi, die bis jetzt als Schauspielerin für Komödien bekannt war, landet mit ihrer ersten Regie einen Coup.

Mit etwa 6 Millionen verkauften Kinotickets ist der Film der viertmeistgesehene der italienischen Kinogeschichte und sogar erfolgreicher als ein Hollywoodtitel mit ähnlichen Themen: Barbie. Cortellesi, die auch die Hauptrolle spielt, schafft es mit ihrer Hommage an den Neorealismus und das Rom von Anna Magnani die Massen wieder in die Säle zu kriegen. So viel und überschwänglich über den Film gesprochen wurde, scheint sie nicht nur einer in den letzten Zeiten schwächelnden Industrie Hoffnung zu schenken, sondern einem ganzen Land. DF



Emanuela Fanelli und Paola Cortellesi im Film „Morgen ist auch noch ein Tag“

**Auguri von Klaus Zylla**  
Nittardi verdankt dem Künstler das Etikett und Einschlagpapier für Casanuova di Nittardi 2004



**Auguri von Yoko Ono**  
Künstlerin für Etikett und Einschlagpapier für Casanuova di Nittardi 2005



## Die Geburt der ersten Gazzetta di Nittardi



Stefania Canali zu Besuch bei Dieter Hoffmann und Ilka von Tümppling in ihrem Refugium in Ebersbrunn, Franken, Oktober 2008

Die *Gazzetta*, im Venezianischen *Gaxeta*, war der Name einer silbernen Münze. Auf der Vorderseite war sitzend die Gerechtigkeit abgebildet, auf der Rückseite der Markuslöwe. Sie wurde erstmalig 1539 in Umlauf gebracht und war zwei *Soldi* wert. 1563 kam das erste *Foglio avviso*, ein Blatt mit Nachrichten heraus und wurde für zwei *Soldi* verkauft. Von da an verwendete jede Zeitung den Namen *Gazzetta*. Bis heute heißt die Zeitung Venedigs *Il Gazzettino*. Als ich nach Deutschland kam, brachte ich eine große Truhe mit mir. Sie war mit unterschiedlichsten Objekten gefüllt. Dinge, die mir damals unentbehrlich für meine Reise in

die Fremde schienen. Unter ihnen war ein alter Stich, der einen Zeitungsleser mit Kind abbildete und zweisprachig betitelt war: *Die Zeitung - La Gazzetta*. Für mich war es ein Ansporn und der Anfang einer viel längeren Reise als geplant, die bis heute andauert. Es ist eine Reise auf der Suche nach etwas, was in meiner Truhe keinen Platz fand, die Sehnsucht nach Italien, die jeden Tag in mir wuchs. Und so entstand vor genau 40 Jahren die *Gazzetta di Nittardi*.

Eine Hommage an die alten informativen Kulturzeitungen, und an Italien, das Land, für das so viele von uns schwärmen, auch aus der Ferne. Stifter und unentbehrliche Begleiter waren Ilka von Tümppling, Schriftstellerin, und ihr Ehemann Dieter Hoffmann, Kunstkritiker und Dichter, beide Italien-Kenner und Liebhaber; sie animierten einen immer größer werdenden Kreis von befreundeten Literaten und Malern dazu, Beiträge für die *Gazzetta* zu schreiben: die Liste ist zu lang, um komplett zu sein, aber unvergesslich bleiben u.a. lange Abende, Gespräche, Wagnisse und Träume mit Klaus Wagenbach, Hans Bender, Hans Magnus Enzensberger, Dario Fo, Gustav Seibt, Harald Keller, Péter Esterházy, Günter Grass, Eduard Beaucamp, Robert Gernhardt, Eva Demski, Ingo Schulze, Yoko Ono. Alle sie und viele andere, denen ich von Herzen danke, haben die *Gazzetta di Nittardi* Jahr für Jahr mit Zeit und Interesse beehrt. Langes Leben der *Gazzetta* und den Menschen, die sie ermöglichen, Autoren und Lesern. *Viva la Gazzetta!* SC



Italien ist ein Land der Rituale, doch es gibt eins, das über alle anderen siegt. Und zwar morgens aufzuwachen, aus dem Haus zu gehen, in die Bar oder Pasticceria des Vertrauens zu treten, und zwei Worte auszusprechen, die so schön klingen, dass mir sogar jetzt beim Schreiben das Wasser im Mund zusammenläuft: *Cappuccino e cornetto*.

Das italienische Cornetto ist nicht mit dem französischen Croissant zu verwechseln, obwohl beide auf denselben Traum zurückgehen. Und zwar den des Großwesirs Kara Mustafa Europa zu unterjochen. Er platzte 1683 nach der gescheiterten Belagerung Wiens. Einige Türken sollen nachts einen Tunnel unter die Befestigungsmauer gebuddelt und in einer Bäckerei gelandet sein. Bäcker sind aber bekanntlich Frühaufsteher, sie bemerkten die Eindringlinge rechtzeitig und schlugen Alarm. Zur Feier über den Sieg backten sie eine festliche Leckerei und so entstand das Kipferl in Form des muslimischen Halbmondes.

Die Neuigkeit erreichte über die Handelswege Venedig, wurde von den dortigen Konditoren verschönert und mit Düften von Zitrusfrüchten verfeinert und bald in den Rest der Peninsula exportiert. Das Croissant (von *croitre* = zune-

men, wie der Mond oder der Bauch des Essenden) wurde erst zweihundert Jahre später in der Pariser Boulangerie Viennoise erfunden und unterscheidet sich hauptsächlich durch den Verzicht von Eiern im Teig.

Die Türken ließen in ihrer Flucht mit Kaffeebohnen gefüllte Säcke liegen, bis dahin in Europa fast gänzlich unbekannt. Dank des Fundes wurde das erste Wiener Kaffeehaus eröffnet und es war eine derartiger Besonderheit, dass der Papst einen Gedanken aus Rom schickte, um nach dem Rechten zu sehen. Bruder Marco d'Aviano war Kapuziner und es als seinen ersten Kaffee kostete, fand er ihn unerträglich bitter. Zucker war keine Option, wurde er doch von den „Ungläubigen“ hergestellt, also versuchte er ihn mit christlicher Milch zu beschwichigen und dank all dieser glücklichen Fügungen haben wir bis heute „Kapuziner und Kipferl!“ DF



Cappuccino e cornetto.

## Goethes italienische Früchte

Von Giuseppe Barbera

Die Sehnsucht nach einem anderen als dem kontinentalen Klima war einer der Gründe, die Goethe am 4. September 1786 dazu veranlassen, Karlsbad mitten in der Nacht zu verlassen. Ein Wunsch, der auf den ersten Seiten der Italienischen Reise mehrfach auftaucht. Schon beim Überqueren des Brennerpasses bekennt er: „Ich muß gestehen, da meine Reise eigentlich eine Flucht war vor allen den Unbildern, die ich unter dem einundfünfzigsten Grade erlitten, daß ich Hoffnung hatte, unter dem achtundvierzigsten ein wahres Gosen zu betreten.“ Er schreibt über Tirol, er schwelgt in den Charakteren der Bewohner, der Vegetation, den geologischen Formen. Beim erneuten Lesen des Entwurfs der Iphigenie fügt er hinzu: „der poetische Sinn ... von Bewegung und freier Luft begleitet.“ Die Länder des Mittelmeers und Italien, das „schöne, warme Land“, kündigen sich mit Sonnenschein und milden Temperaturen und Winden an, und der Reisende entfernt sich allmählich von Frost, Nebel und Regen. Zwei Breitengrade verändern die Landschaft: Die Sonnenstrahlen treffen in steilem Winkel auf die Erde, es wird wärmer und die Stimmung wird besser.

In den italienischen Tälern und dann in den Ebenen überwiegen Bäume mit bunten, duftenden und süßen Früchten. Dies ist die Landschaft par excellence der italienischen Geschichte: die des „gemischten Anbaus“, der im 1. Jahrhundert v. Chr. von Marcus Terentius Varro in seinem Werk *De re Rustica* beschrieben wurde: „Welche fruchttragende Pflanze stammt nicht nur aus Italien, sondern gedeiht dort ganz vorzüglich? Ist ganz Italien nicht mit Bäumen bepflanzt, dass alles wie ein Garten aussieht?“ Das milde Klima drückt sich in der Süße der Früchte aus. Fast jede Seite des Tagebuchs bestätigt, dass die Obstbäume die Merkmale der Landwirtschafts- und Forstwirtschaftssysteme aufweisen, die die Menschen zur Selbstversorgung oder für den Markt nutzen. Seine Begeisterung für die Früchte, die er probiert, heimlich pflückt oder die ihm angeboten werden, wächst von Tag zu Tag. In Regensburg stellt er am Morgen der Abreise fest, dass „das Obst nicht sonderlich ist. Gute Birnen hab' ich gespeist; aber ich sehne mich nach Trauben und Feigen.“ Zwei Tage später in München findet er die ersten frühen

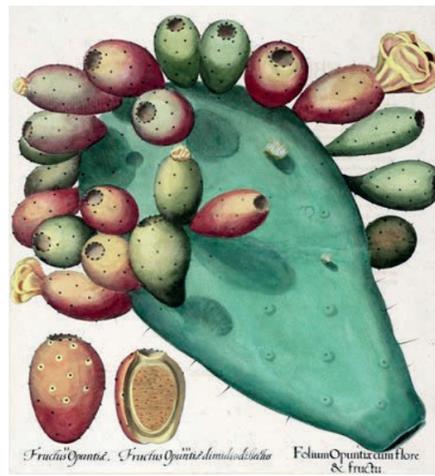


Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, *Frucht-Stilleben*, Hamburger Kunsthalle, 19. Jhd. undatiert

Früchte akzeptabel, aber in der Nähe von Innsbruck stellt er fest, dass Pfirsiche und Trauben aus Italien importiert werden. Endlich kann er sie zusammen mit Maulbeeren, Äpfeln, Birnen, Quitten und Walnüssen an den Ufern der Etsch genießen.

Als er in Torbole am Ufer des Gardasees ankommt, bemerkt er: „Mein eigentlich Wohlleben aber ist in Früchten, in Feigen, auch Birnen, welche da wohl köstlich sein müssen, wo schon Zitronen wachsen.“ Am nächsten Tag staunt er über die „Berggärten, terrassenweise angelegt und mit Zitronenbäumen bepflanzt, die ein reiches und reinliches Ansehen geben.“ In der Poebene angekommen, ist er in Verona erstaunt, dass „es auf den Plätzen an Markttagen sehr voll ist. Gemüse und Früchte unübersehlich.“ Plinius schrieb in seiner *Naturalis Historia*, dass „Früchte das Leben der Menschen versüßen“, und das in vielerlei Hinsicht, indem sie zum Genuss des Essens, zu einem gesunden Leben, zur Schönheit der Gärten und zur ästhetischen und ökologischen Harmonie der Landschaft beitragen. Auf dem Weg nach Vicenza durchquert Goethe „ein fruchtbares Feld,

man blickt in tiefe Baumreihen, an welchen die Reben in die Höhe gezogen sind, die sodann, als wären es luftige Zweige, herunterfallen.“ Die Reben umarmen die Bäume, das Hauptmerkmal des gemischten Anbaus in Mittel- und Norditalien. Die Erntetage sind fröhlich: „Der Weg ist voll Menschen aller Art und Gewerbes“. Ein „freudiger Eindruck“, der in Padua anhält: „Die Fülle der Pflanzen- und Fruchtgehänge über Mauern und Hecken, an Bäumen herunter, ist unbeschreiblich“. Die Reise führt ihn in den Süden, und immer häufiger trifft er auf Olivenbäume, die die ländliche Landschaft Mittelitaliens kennzeichnen. Als er sich im Oktober in der Nähe von Perugia aufhält, stellt er fest, dass „die Ölbäume wunderliche Pflanzen sind; sie sehen fast wie Weiden, verlieren auch den Kern, und die Rinde klafft auseinander“. Als er noch weiter nach Süden reist, hört er nicht auf, die Landschaft mit ihren Pomeranzen-, Orangen- und Zitronenbäumen zu preisen. Als er in Rom an „wunderbaren Tagen“ spazieren geht, findet er „hunderte der schönsten Früchte an so einem Baum, der in der Erde frei und froh in einer Reihe mit seinen Brüdern steht. ... Die Zitronenbäume, die in den Gärten an den Wänden gepflanzt sind, werden nun nach und nach mit Decken von Rohr überdeckt, die Pomeranzenbäume aber bleiben frei stehen“. Die Blumen und Früchte, die gleichzeitig präsent sind, kommentiert er:



Basilius Besler, *Fructus Opuntiae*, aus *Hortus Eystettensis*, Nürnberg, 1613

„Man kann sich nichts Lustigeres denken als einen solchen Anblick.“ Im Februar, auf der Fahrt von Rom nach Neapel, präsentiert sich die mediterrane Natur mit den charakteristischen Palmen und Kaktusfeigen. Nachdem er die Stadt Fondi hinter sich gelassen hat, strecken diese „Indianischen Feigen“, die zwei Jahrhunderte zuvor nach der Eroberung Amerikas hierher gekommen waren, „ihre großen, stummeligen Blätter zwischen dem verblichenen Grün der bescheidenen Myrten unter dem Goldgrün der Granatbäume und dem blasigen Grün der Olivenbäume aus“. Auf dem Land in der Nähe von Neapel kehrt er zurück, um die Zitrusfrüchte zu loben, die frei wachsen und nicht wie in nordeuropäischen Gärten „beschnitten und in einen Kübel gepflanzt“ werden. Auf den neapolitanischen Märkten sind sie Teil des Festes der Farben, Düfte und Aromen. Die Läden sind geschmückt mit „Zitrusfrüchten aller Art, die schön gemischt mit den grünen Zweigen aussehen“, und die Straßenverkäufer „gehen herum mit Fäßchen Eiswasser, Gläsern und Zitronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank, den auch der Geringste nicht zu entbehren vermag“. In der Landschaft in der Nähe der Stadt fällt ihm die südliche Landwirtschaft auf: „Die Weinstöcke von ungewöhnlicher Stärke und Höhe, die Ranken wie Netze von Pappel zu Pappel schwebend.“

Schließlich kommt er in Sizilien, im Land der Mythen an, und im öffentlichen Garten von Palermo sucht er zwischen „Zitronenspalieren, die sich zum niedlichen Laubengange wölben ... im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes“ die Urpflanze. Aber das Staunen in der ländlichen Umgebung geht noch weiter: In dem Garten in der Nähe des Theaters von Taormina „habe ich mich auf Orangenäste gesetzt und mich in Grillen vertieft“, und in den Feigenkaktuspflanzen und in den Reihen der Weinreben erkennt man eine „raffinierte Kultur“. Es ist eine überraschende Natur, geboren aus dem Klima und alter Weisheit, aber auch der Freundlichkeit zwischen jenen, die etwas anbieten und empfangen, zwischen dem Bauern und dem Reisenden, und von der wir hoffen, dass sie nie enden wird. Wie es im Tal der Tempel von Agrigento heute noch wie in der Vergangenheit geschehen: „Der Vetturin aß mit größtem Appetit rohe Artischocken und Kohlrabi; freilich muß man gestehen, daß sie viel zarter und saftiger sind als wie bei uns. Wenn man durch Äcker kommt, so lassen die Bauern essen, soviel man will.“

## Italien kommt nach Frankfurt – zum zweiten Mal • Von Michael Krüger



Friedrich Overbeck, *Italia und Germania*, 1811–28, Öl auf Leinwand, Neue Pinakothek, Dresden

Im Oktober wird Italien der Ehrengast der Frankfurter Buchmesse sein und nicht nur seine vielfältigen Literaturen, sondern auch zahlreiche andere Seiten seiner großen Kultur in den Messhallen vorstellen. Das letzte Mal war das 1988 der Fall, also vor 35 Jahren oder ein Jahr vor dem Fall der Mauer, der zu einer Neuordnung Europas führte - auch wenn manche eher an Unordnung denken, wenn sie sich den Zustand Europas vor Augen führen.

Es war ein grossartiges Fest, das damals in Frankfurt gefeiert wurde, und ich kann sagen, ich war dabei gewesen. Nicht nur als staunender Zuschauer und aufmerksamer Zuhörer bei Lesungen und Diskussionen italienischer Autoren, sondern auch als stolzer Aussteller von Übersetzungen italienischer Literatur. Der Hanser Verlag, für den ich arbeitete, hatte kräftig mitgewirkt, die italienische Literatur der Gegenwart in ihrer ganzen Ausdruckskraft vorzustellen. Acht Jahre zuvor war Umberto Eco's Roman „Der Name der Rose“ erschienen, der das Verhältnis der deutschen Verleger zur italienischen Literatur auf eine neue Stufe gestellt hatte, der neue Roman, „Das Foucaultsche Pendel“, war gerade in Mailand vorgestellt worden; jedes Jahr erschienen die älteren Werke des kurz zuvor plötzlich verstorbenen Italo Calvino in neuen Übersetzungen und natürlich sei-

ne letzten Bücher: z. B. die einzigartigen „Sechs Vorschläge für das nächste Jahrtausend“. Eco war natürlich in Frankfurt, um für die gesamte italienische Literatur zu sprechen. Dazu gehörten selbstverständlich auch die Dichter, die wir entweder zum ersten Mal oder in neuen Übersetzungen vorstellten: die grossen Zyklen von Giuseppe Ungaretti und Eugenio Montale, von dem armen Dino Campana oder später von Mario Luzi, die allesamt seltsamerweise zu den „Hermetikern“ gezählt wurden, obwohl sie die klarsten Gedichte geschrieben hatten. Der Triestiner Autor Fulvio Tomizza und der Entdecker des großen portugiesischen Nationalschriftstellers Fernando Pessoa, Antonio Tabucchi, kamen nach Frankfurt, und natürlich der wunderbare Mensch, großartige Germanist und unvergleichliche Biograph der „Donau“, Claudio Magris, der diesen Roman eines Flusses in Frankfurt vorstellte: an unserem Stand wurde oft mehr Italienisch gesprochen als deutsch, und die Übersetzer, Ragni Maria Gschwend, Anna Leube oder Burkhard Kroeber, hatten viel zu tun, um alle Fragen des Publikums zu beantworten. Und wir bei Hanser waren ja nur ein Teil dieser emphatischen Verbrüderung, alle anderen Verlage - und zum Teil wurden Verlage gegründet, um der italienischen Literatur eine Bühne zu geben - hatten ihre Autoren mit ihren neuen Titeln nach Frankfurt geholt. Es war ein deutsch-italienisches Fest der Kultur, eine euphorische Verbrüderung im Namen der Literatur. Wenn der Glanz dieser Veranstaltung der Vorschein des vereinten Europas gewesen sein sollte, dann sollte es mit Freude begrüßt werden. Es war ja der kollektive Ehrgeiz spürbar gewesen, so viel wie möglich von dem Land zu zeigen, das in der Imagination der zwei oder drei Nachkriegs-Generationen die entscheidende Rolle des „Südens“ und der „südlichen Lebensart“ besetzt hatte. Natürlich gab es auch in Spanien und Portugal einige unserer Sehnsuchtsorte, von Mallorca bis an die Algarve, und auch die griechischen Inseln mit den Resten der archaischen Lebensweise bildeten einen fixen Punkt auf unserer inneren Landkarte Europas, sogar die Levante rückte uns wegen der stärker werdenden Mobilität immer näher - aber keine Gegend konnte dem Land zwischen Bozen und Palermo, zwischen Venedig und Rom den Rang ablaufen. Es hat lange gedauert, bis wir wirklich begriffen haben, dass es nicht nur den armen, in anderer

Hinsicht überreichen Süden, und den Norden mit seinen Städten und Architekturen, seinen Museen und Universitäten gab - sondern viel mehr: gerade die Literatur hat uns gelehrt, dass man Italien nur dann richtig verstehen würde, wenn man die Ränder und Enklaven verstand, die Minderheiten und Dialekte. (Und ein vereintes Europa würde nur dann sinnvoll sein, wenn überall diese Besonderheiten berücksichtigt und gefördert würden.) Von Pier Paolo Pasolini lernten wir, welche Rolle der Dialekt seiner Heimat für seine Dichterspiele. Er selbst hatte in seiner Jugend friaulischen Dialekt gesprochen und seine ersten Gedichte in friaulischer Mundart geschrieben; in vielen seiner streitbaren Essays hat er darauf hingewiesen, dass die Verdrängung der bäuerlichen Lebensweise seiner Kindheit zugunsten einer egalitären Modernität das Ende einer humanen Kultur bedeutete. Von Claudio Magris lernten wir, dass es in Grado an der nördlichen Adria einen bedeutenden Dichter gab, der in Graderer Dialekt schrieb, Biagio Marin; auch wenn es noch lange dauern sollte, bis eine deutsche Übersetzung dieses großartigen Dichters vorlag. Magris, der unermüdete Vermittler zwischen den beiden Ländern und Kulturen, hat in seinem umfangreichen Werk das Problem der Grenzen diskutiert, die den großen Raum Mitteleuropas wie Lebensadern durchziehen - und oftmals ausschliessen, was eigentlich

zusammengehört: sein Einsatz zum Beispiel für Scipio Slataper und sein Buch „Mein Karst“, für den genialischen Roberto Bazlen, dem die deutsche Literatur, die er an italienische Verlage vermittelte, so unendlich viel zu verdanken hat, für Giorgio Voghera und Umberto Saba, für den jung verstorbenen Philosophen Saba Michelstaedter oder Gianni Stuparich: die italienische Literatur an den Rändern, von Triest bis Sizilien, ist so unendlich reich und interessant, dass noch viele Buchmessen ausgerichtet werden müssen, um ihre Autoren und Autorinnen zu präsentieren. Aber Europa hat sich geändert. Nicht nur ist der Eisener Vorhang gefallen und hat den Blick freigegeben auf die Literaturen Osteuropas, auch die Lebensformen in diesem erweiterten Europa haben sich rasant geändert, von den politischen Rissen, die sich durch den mächtigen Körper des Kontinents ziehen, ganz zu schweigen. Noch kann keiner sagen, wie das Gesicht Europas in fünfzig Jahren aussieht, aber wir wissen, dass es dem Gesicht, das wir kennen und das uns die Jahrzehnte nach dem Krieg so vertraut geworden ist, nicht mehr gleichen wird. Und die Literatur? Wir dürfen gespannt sein, wie sich Italien in diesem Jahr präsentieren wird. Noch ist so viel zu entdecken, dass wir getrost dem Winter entgegensehen dürfen, an die Abende mit italienischen Büchern... Und natürlich italienischem Wein.

## Pesaro – Kulturhauptstadt Italiens 2024

Die Hauptstadt der Marken, einer noch spärlich besuchten Region Italiens, ist dieses Jahr die italienische Kulturhauptstadt. Ihr Motto: *La natura della cultura*. Die Initiative, jedes Jahr eine Ortschaft zur kulturellen Mitte des Landes zu wählen, geht auf das Jahr 2015 zurück. Pesaro, Geburtsort von Gioacchino Rossini, folgt auf Procida, Parma, Mantova, Ravenna, Bergamo. Alles in Pesaro, und generell in den Marken, ist eng mit Musik verknüpft: kleinere und größere Theater, Bühnen im Freien und in Privatpalästen, Noten und Melodien sind begleitet von einer raffinierten Küche mit exzellenten Rotweinen. Opernfestivals werden von modernen Rezepten wie dem „Filetto alla Rossini“ oder der „Ouverture Rossiniana“ ergänzt, im Andenken an den berühmten Komponisten und Gourmet. Nicht umsonst sitzt im Rathaus auch ein Abgeordneter der Schönheit, ein *Assessore alla Bellezza*, der für kulinarische Traditionen, das musikalische Erbe und die Förderung von jungen Künstlern verantwortlich ist.

Ein vielschichtiges und vielseitiges Programm erwartet den neugierigen Besucher, von den geführten Touren „Slow Tourism“ auf der Suche nach Burgen und Schlössern der Region bis hin zur *Sonosfera*, die mit 45 Lautsprechern und einer 360°-Videoprojektion in eine kraftvolle sensorische Klang- und Bildlandschaft eintauchen lässt. SC



Filetto alla Rossini, interpretiert vom Meisterkoch Roberto Conti

## Mythos Olevano • Von Peter Neumann

Eigentlich stand die Reise unter keinem guten Stern. Die Arbeit stockte, private Querelen trübten den Alltag. Und dann kam auch noch ein Gichtanfall in München hinzu, der ihm die Laune vermieste: Als Ludwig Tieck im Sommer 1805 nach Italien aufbricht, ist er ein kranker und depressiver Schriftsteller. Auch er kommt, ähnlich wie Goethe vor ihm, nach Italien, um wieder gesund zu werden. Aber während Goethe nur ein bisschen überarbeitet ist und eine Auszeit von den dringenden Staatsgeschäften am Weimarer Hof braucht, flattern bei Tieck die Nerven: „Müde bin ich angelangt, / In diese Bergeinsamkeit, / Umstart von nahen und fernem Felsen, / Vor mir die dunkle kleine Stadt, / Drüben am zackigen Gipfel / Hängend die Burg“, schreibt er in seinem Gedicht *Olevano*. Es sind eilig hingeworfene Zeilen auf seiner Reise in den Süden, die ihn über Innsbruck und Verona bis nach Rom führt. Doch erst hier im römischen Hinterland, in Olevano, scheint Tieck endlich zur Ruhe zu kommen. Wenn einer Italien nötig hat, dann er.

Als Tieck nach Olevano reiste, war das kleine Bergdorf, einen Tagesmarsch von Rom entfernt, gerade dabei, eine bedeutende Künstlerkolonie zu werden. Man kam nach Olevano, um die unberührte Natur, die unverbrauchten Motive zu finden. Man hatte sich an Rom satt gesehen, an all den klassischen Ansichten: Colosseum, Tivoli, Castel Sant'Angelo. In Olevano wartete eine bukolische Landschaft: mit Ziegen, Hirten, knorrigen Eichenwäldern und Fabelwesen, die direkt aus Ovids Metamorphosen stammen konnten. Es war etwas Magisches um diesen Ort und seine Menschen, die noch ganz eins mit der Natur und ihren sagenhaften Märchenfiguren zu sein schienen. Auch ich sah in Olevano einmal nachts einen Eber die Straße queren und hätte nicht sagen können, ob es sich dabei nicht um den Kalydonischen Eber handelte, der von Artemis ausgeschickt wurde, um die umliegenden Felder der Stadt Kalydon zu verwüsten. Mit einem Satz tauchte er auf und verschwand wieder in den Büschen. Ich wagte es nicht, mich zu rühren.

Zu den ersten Künstlern, die ihre Staffelei einpacken und sich in die Wildnis vorwagen, gehört um 1803 der österreichische Maler Joseph Anton Koch. Seine Skizzen sind es, die Olevano in den Künstlercafés in Rom schnell berühmt machen und auf einmal will einfach jeder dorthin. Der englische Dichter Samuel Taylor Coleridge reist 1806 an. Und schon bald setzt eine wahre Invasion ein: Niederländer, Amerikaner, Skandinavien, Deutsche, unter ihnen auch der Weimarer Maler Franz Theobald Horny und der Freiheitsdichter Friedrich Rückert, machen aus dem stillen Dörfchen Olevano in wenigen Jahrzehnten eine Pilgerstätte der europäischen Romantik, einen Ort des neuen Sehens. Die meisten von ihnen ziehen sich in die Einsamkeit der Sabiner Berge zurück,



Karl Wilhelm Wach malte die Olevaneserin Candida Mampieri, ca. 1820, Öl auf Leinwand, in Privatbesitz

weil sie das einfache Leben suchen. Sie fliehen aus Rom, weil sie von der städtischen Zivilisation genug haben. Der höfischen Etikette, ihrer moralischen Verdorbenheit.

Wo eben noch das Erbe der Vergangenheit in Kirchen und Palästen, verschwenderischen Villen und Gärten auf den Blicken lastete, sind jetzt schroffe Felsen, Wälder und weite Macchia zu sehen. Nicht das Üppige, sondern das Karge, Struppige, etwas Raue fasziniert die Dichter und Maler auf ihren Streifzügen durch die Olivenhaine und Weinberge. Wenn Rom die Ewige Stadt ist, dann ist hier Ewige Natur. Unterschlupf finden sie in der Casa Baldi, einer auf einem Hügel gelegenen Herberge, unweit des centro storico. Von dort streunen sie bei Wind und Wetter aus, nach Palestrina, Genazzano oder Subiaco und saugen sich voll mit Bildern und Farben. „Ein Stück Erden, wie für den Maler besonders hingerichtet“, notiert der Maler Ludwig Richter im Jahr 1824. Und in der Tat: Wer einmal dort oben auf der steinernen Terrasse der Casa Baldi gestanden hat, kann verstehen, was damit gemeint ist: Bei klarem Wetter, wenn die Sonne genau hinter Wasser fällt, reicht der Blick über die Ebenen des Saccotal bis zum Tyrrenischen Meer.

Das Hauptmotiv bilden aber die legendären Felsen der Serpentera, dem Schlangenhain oberhalb von Olevano, wo sich der gewundene Weg nach Civitella zieht, dem heutigen Bellegra. Hier finden die deutschen Romantiker ihren Modellwald: ein dichter Bestand alter Steineichen, wildwüchsige Wurzelgeflechte, abenteuerliche Fels- und

Gesteinsformationen. Es ist ein Wald, wie er später in den Märchen der Brüder Grimm wiederauftaucht. Aber hier in Olevano liegt sein Ursprung. Von Olevano aus wird sein Bild verbreitet und nach Deutschland exportiert. Wann immer ein Kind die Geschichte von Hänsel und Gretel liest, die sich im Wald verirren, geht es auch ein Stückchen durch die Serpentera. Als man 1873 plant, den Wald abzuholzen und Eisenbahnschienen zu verlegen, wird von deutschen und italienischen Kunstfreunden eine Rettungsaktion gestartet. Der Wald bleibt. Und wer heute von der Villa Serpentera aus durch die alten Steineichen streift, kann gar nicht so schnell reagieren, wie er von Mücken zerstoichen wird.

Rund 170 Jahre nach Tieck, Koch und all den anderen Romflüchtlern kam ein anderer Weltleidender nach Olevano. Und auch wenn das Dorf inzwischen einen Busbahnhof, die Autostazione Zeppieri, hatte, die nachts heller leuchtete als der Mond hinter den Wolken, konnte auch er sich der Landschaft nicht entziehen, ihrem romantischen Sog. Die Rede ist von Rolf Dieter Brinkmann, dem *enfant terrible* der jungen deutschen Nachkriegsliteratur, der sich während seines Aufenthaltes in der Villa Massimo zum Jahreswechsel 1972/73 in der Casa Baldi einquartierte und dort dichtete: „Ein Autowrack, stehen gelassen am Ausgang des / Ortes, sinkt in den Boden zurück. Es scheint / wie eine Erinnerung. Vielleicht hast du / dort gesessen, Ludwig Tieck, und schriebst, In questa solitudine, bevor du vom Blatt Papier / aufgeblickt hast.“



Alexander Kanoldt, Olevano, 1927, Öl auf Leinwand, Kunsthalle Karlsruhe

Ausgerechnet der etwas biedere Tieck, der seine letzten Lebensjahre als loyaler Dichterdienstler am Hof des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm IV. verbrachte, wird für den Subkultur-Avantgardisten Brinkmann in Italien zum Role Model. Für Brinkmann war Tieck der „beste Typ“, der Olevano jemals besucht hatte. Er galt ihm als widerspenstiger Gefährte, keiner von den Üblichen, von den Hurra-Reisenden, von den vielen Goethes, die sich immer etwas zu viel auf ihre *italianità* eingebildet hatten. An die Stelle der Bergeinsamkeit mit Vollmond und scherzenden Mädchenstimmen tritt die Trostlosigkeit der zum Schrottplatz verkommenen Landschaft.

Es ist aber nicht nur die angekratzte Laune, die beide Dichter miteinander verbindet. Tiecks italienische Gelegenheitsgedichte sind fotografische Momentaufnahmen, es sind Skizzen, flüchtige Andenken, „Blicke“, die auch Rolf Dieter Brinkmann in seinem Band „Rom, Blicke“ in die Landschaft wirft: „Rauch! Mindestens neun rauchende, qualmende Herbstfeuer verteilt in der Landschaft unter mir, südöstlich vom Ort, weit hinter der Ortschaft.“ Auch Brinkmann schreibt sich in Olevano in eine Art Einfachheit vor, er will den Ballast der Vergangenheit loswerden: „Wir tasten herum in geistigen Ruinen, nachdem wir in wirklichen Ruinen herumgetastet haben und in Bunkern aufgewachsen sind und mit Bombensplittern gespielt haben und darauf nach Wertmaßstäben eines Krüppellebens und von Krüppeln erzogen worden sind – und nun kommt der Dämmer von Stilisierungen in Filmen, Büchern, Kunst, Erkennen – neuer Schrott.“

Und Tieck? Auf die Reisegedichte eines Kranken folgte der Zyklus Rückkehr des Genesenden. Es hatte also geklappt, mal wieder: Italien hatte seine Wirkung nicht verfehlt, zumindest wollte Tieck das, sieben Jahre nach der Veröffentlichung von Goethes *Italienischer Reise*, seine Leser glauben lassen. Er selbst war da schon wieder von einer neuen Krankheitsphase gezeichnet. Er konnte die Vergangenheit nicht einfach abschütteln, loswerden. „So weich, so warm, so hell / War noch keine Sommernacht, / Kein Schlummer so süß, / Keine Störung des Schlafes / Je so erfreulich“, schrieb Tieck in seinem Olevano-Gedicht. Auch ich machte mich in den drei Monaten meines Stipendienaufenthaltes in der Casa Baldi auf die Suche nach ihm, dem Wrack, wie er dort im Café San Rocco saß und schrieb. Er konnte nicht weit sein – in questa solitudine.

Peter Neumann, geboren 1987 in Neubrandenburg, studierte Philosophie, Politik und Wirtschaft in Jena sowie Kopenhagen und ist heute Feuilleton-Redakteur von DIE ZEIT. 2021 war der Autor Stipendiat der Deutschen Akademie Villa Massimo in der Casa Baldi in Olevano. Sein letztes Buch „Feuerland“ ist 2022 beim Penguin Verlag erschienen.

### Auguri

#### von Johannes Heisig

Der Künstler beehrte Nittardi mit dem Etikett und Einschlagpapier für Casanuova di Nittardi 2018



Johannes Heisig, Gemüsebeet, 2022, Öl auf Leinwand

*Arte ed amore vincono il tempo* - Michael Krüger zitiert die Inschrift auf Giovanni Segantinis Grab in der letzten Ausgabe der Gazzetta di Nittardi.

Liebe Stefania, die so einfachen wie wunderbaren Worte lassen auch die mittlerweile 40 Jahre, in der die von Dir herausgegebene „Gazzetta“ erscheint, leuchten. Sie beschreiben Dein Credo und drücken gleichzeitig dieses eminent toskanische Motiv eines ursächlichen Zusammenwirkens von Liebe und Kunst aus. Ich schreibe das als steifer und grübelnder Ostgermane, der sich umständlich und nicht ohne Mühe der mediterranen Sinnlichkeit gerade erst zu öffnen sucht.

In Frankfurt lebend, hast Du die Gazzetta immer zielsicher eingesetzt, das skrupulöse und zögerliche Emotialisieren nördlich der Alpen zu befördern. Stets weiten mir tolle Artikel namhafter Autorinnen (die Deinen zum Beispiel!) und Autoren den Blick und richten ihn auf eine Kultur, die uns noch immer trägt – trotz der allgegenwärtigen Erosionen des Geistigen.

So gesehen scheint mir ein konservatives, bewahrendes Denken beinahe revolutionär, und in diesem Sinne sei die Gazzetta di Nittardi gepriesen und samt ihrem Jubiläum gefeiert.

### von Günter Grass

Der Autor kreierte das Künstleretikett und Einschlagpapier für Casanuova di Nittardi 2008

Liebe Stefania Canali, ... nun hoffe ich, daß Sie Gefallen finden an meinen Zeichnungen und daß sie demnächst Ihren Chianti Classico zieren mögen.

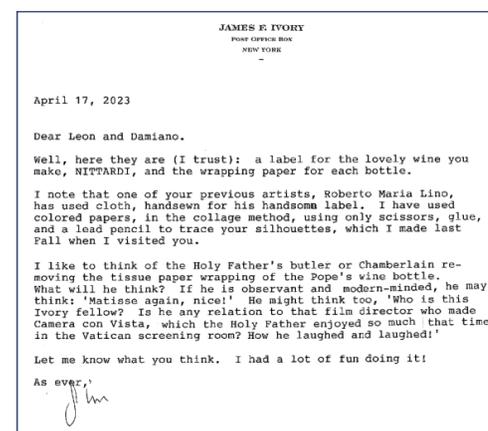
Freundlich grüßt Sie Ihr



Stefania Canali mit Günter Grass, Nittardi-Fest in DIE GALERIE, Frankfurt/Main, 10.10.2010

## Casanuova di Nittardi 2021

### Vigna Doghessa – das 41. Künstleretikett



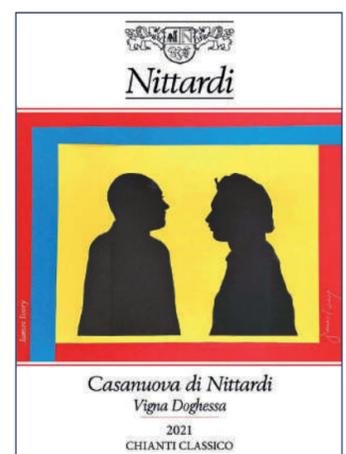
Menschen. Mit der zweiten Generation von Nittardi, Léon und Damiano, hegt er einen intensiven Austausch und hat sie auf einem spektakulären Etikett abgebildet: „I due fratri“, auf dem Etikett im Profil sind die zwei Brüder zu sehen, zwei Gesichter einer selben Seele, eingerahmt in die warmen Farben der Chianti-Landschaft: Gold, Azurblau und Weinrot.

Das Einschlagpapier mit dem Titel „Homage to Henri Matisse“ umhüllt jede Flasche. Als wahres Kollagen-Kunstwerk bringt es Sonne und Mond durch schwarze Mosaiksplitter und ist gleichzeitig eine Hommage an die Fußböden der venezianischen Paläste und senesischen Kirchen, die durch ihre bunten Intarsien noch kostbarer anmuten. JA

Der Casanuova di Nittardi Vigna Doghessa 2021 ist, wie üblich, ein Chianti Classico von illustrierter Tradition, nunmehr das 41. Mal mit einem Künstleretikett versehen.

Neben renommierten Persönlichkeiten wie u.a. Tomi Ungerer, Dario Fo, Friedensreich Hundertwasser, Horst Janssen, Karl Otto Götz und Mikis Theodorakis reiht sich dieses Jahr der amerikanische Filmregisseur, Drehbuchautor und Schriftsteller James Ivory in die Riege der Künstler ein, die unseren reinsortigen Chianti Classico mit einem besonderen Etikett beehren. Eine tiefe Leidenschaft für Italien und insbesondere Florenz sowie Venedig hat den Oscar-Preisträger Ivory schon immer in seinem künstlerischen Schaffen inspiriert, dessen Film „Zimmer mit Aussicht“ die Stadt Florenz verewigt hat.

Der Künstler hat sich mit der Winzerfamilie beschäftigt. Ivory, selbst Vintage 1928, korrespondiert und spricht gerne mit jungen



Etikett „I due fratri“ von James Ivory für Casanuova di Nittardi 2021